



Schmale

Alice Greenway

Pfade

Roman

Übersetzt von Klaus Modick

mare

Alice Greenway

Schmale Pfade

Roman

Aus dem Amerikanischen
von Klaus Modick

mare

Alice Greenway, 1964 in Washington D. C. geboren, wuchs als Tochter eines Auslandskorrespondenten auf in Hongkong, Bangkok, Washington, Jerusalem und Massachusetts; später studierte sie an der Yale University. Ihr erster Roman, *Weißer Geister* (mare 2008), der im Hongkong der Sechzigerjahre spielt, war ein großer Erfolg bei Publikum und Presse. Alice Greenway lebt in Edinburgh, Schottland.

Klaus Modick, geboren 1951, studierte Germanistik, Kunstgeschichte, Philosophie und Geschichte und promovierte mit einer Arbeit über Lion Feuchtwanger. Nach verschiedenen Auslandsaufenthalten lebt Modick heute als freier Schriftsteller und Übersetzer in Oldenburg. Sein zuletzt erschienener Roman *Konzert ohne Dichter* (2015) hielt sich monatelang auf der *Spiegel*-Bestsellerliste. Für sein umfangreiches Werk wurde Klaus Modick mit zahlreichen Preisen ausgezeichnet.

Alice Greenway

Schmale Pfade

Roman

OT: *The Bird Skinner*

Aus dem Amerikanischen von Klaus Modick

ca. 368 Seiten,

gebunden mit Schutzumschlag und Lesebändchen

€ 22,- [D]

ISBN 978-3-86648-232-6

Erscheint am 9. Februar 2016

Pressestimmen zu Alice Greenways erfolgreichem Debütroman *Weißer Geister*

»Wie Alice Greenway (...) ihre Leser in der gärenden Atmosphäre der Tropen (...) auf die Katastrophe hinführt, gehört zum besten elegischen Ton der Gegenwart.«

Frankfurter Allgemeine Zeitung

»Wer noch nach Sommer-Lektüre sucht: Hier ist sie! Voller exotischer Aromen und bitterer Erfahrungen führt dieses Buch weit aus unserer Welt heraus. Und bleibt in seiner jugendlichen Lebendigkeit und Verzweiflung doch ganz in unserer Nähe.«

Brigitte

»Das Wunderbare und das Schreckliche gehen hier Hand in Hand. So eindrucksvoll ist das Ende der Kindheit lange nicht mehr beschrieben worden.« *SPIEGEL ONLINE*

»Ein außergewöhnlich reichhaltiges Debüt, inhaltlich wie psychologisch.« *NZZ am Sonntag*

»Eine Kindheit wie ein Monsunregen. Am Ende dieses kurzen, aber intensiven Romans meint man zu wissen, wie die modrige Erde des Dschungels nach dem Regen riecht.« *emotion*

»Sinnlich und bewegend erzählt.« *COSMOPOLITAN*

»Es ist eine Kunst, die Vergangenheit literarisch so heraufzubeschwören, dass sie bei der Lektüre hautnah erlebbar wird. Und wenn es dem Autor dann auch noch gelingt, die Atmosphäre einer Epoche dergestalt einzufangen, dass sie vor dem geistigen Auge des Lesers deutlich Gestalt annimmt, dann ist das nicht etwa ein Glücksfall, sondern Talent.« *NDR Kultur*



Ausgezeichnet mit dem *Los Angeles Times* Book Award
für First Fiction und nominiert für den Orange Prize

Amerikanische und englische Pressestimmen zu *Schmale Pfade*

»Mit größtem Feingefühl schreibt Greenway über Verlust, Natur und Krieg.« *The Independent*

»So erfrischend wie herzerreißend. Und mit einem Blick für Details, der ebenso präzise wie poetisch ist.«
The New York Times

»Alice Greenways zweiter Roman strotzt vor leuchtenden Bildern, die die Landschaft, in der er spielt, lebendig werden lassen.« *The Guardian*

»Hemingway hätte dieses Buch unter Grummeln gutgeheißen und Robert Louis Stevenson gestrahlt vor Entzücken.«
Scotland on Sunday

»Fesselnd und atmosphärisch.« *People Magazine*

»Greenways schwelgende Prosa, ihre Warmherzigkeit und Empathie beweist (...), dass sich selbst in den unglücklichsten Lebensgeschichten noch Schönheit finden lässt.«
The Washington Post



Ausgezeichnet mit dem New England Society Book Award
und nominiert für den New England Book Award

Prolog

Darüber geredet haben sie erst hinterher, am Ende des Sommers, nachdem die Sommergäste abgereist waren und man auf der Insel wieder frei atmen konnte. Sie redeten langsam, zögernd, in jenem gedehnten Tonfall, den man unten im Osten immer seltener zu hören bekommt, mit langen Pausen zwischen kurzen Äußerungen, als blieben die meisten Dinge am Ende lieber ungesagt.

Unten auf der Werft, wo sich der junge Floyd mit einem Defekt an der Elektrik herumschlug, eine Bilgenpumpe wiederbelebte, eine Kardanwelle justierte, die die Maschine fürchterlich ins Rütteln brachte; unten am Stadthafen, wo sie am Ende eines langen Tags ihre Boote abspritzten, sich aus Schlechtwetterjacken, Watstiefeln, Ölzeug und Gummihandschuhen schälten wie sich häutende Hummer; und dort unten war es auch, in Elliots *Paralyzo*, der einzigen Kneipe der Insel, wo sie den Schaum von ihrem Bier schlürften – und über Jim redeten.

Der alte Mann – wie ein uralter Bock oder wie ein alter, verletzter Hund, der im Wald nach einer vertrauten Höhle sucht. Wie Curtis' Hund, der sich erst vor einer Woche den ganzen Weg bis zum Ufer geschleppt hatte, um da zwischen einem Haufen von Reusen herumzustreunen und seine Lieblingsgerüche zu schnuppern: salzige Seile, vergammelter Hering, sonnengebleichtes Holz, urzeitlicher Duft des vom Meeresgrund gehievten Schlamms. So, wie der Hund dalag, sah er aus, als sehnte er sich danach, noch ein letztes

Mal mit hinausgenommen zu werden. Obwohl Curtis, selber gebeugt, lahm, rheumatisch, seit Jahren nicht mehr nach Hummern gefischt hatte.

»Der Alte muss es geahnt haben«, bemerkte Elliot und wischte über den langen Holztresen.

1973. Damals war es nicht üblich, dass Sommergäste schon vor dem ersten Juli eintrafen oder bis nach Labor Day blieben. Vom Inselleben angezogen, hingen vielleicht noch ein oder zwei Jugendliche herum und weigerten sich, nach Hause zu fahren. Aber größtenteils folgten die Sommergäste einem jahreszeitlichen Rhythmus. Sie fielen wie Zugvögel Schwärme ein, und eine Generation folgte der nächsten. Zumeist Leute aus Boston, New York, Philadelphia. Zwei Monate lang besetzten sie fast jeden Felsen in der Penobscot Bay, und da konnte man sie dann sehen, wie sie über die Inseln wieselten und kraxelten, selbst noch bei dichtem Nebel Handtücher und Decken ausbreiteten, üppige Picknicks mit Käse, Brötchen, Muschelsuppe in Thermostöpfen, Hummersalat und Blaubeerkuchen auspackten. In der Passage, dem Gezeitenkanal zwischen Fox Island und Carvers Island, wimmelten sie hin und her in ihren Dingis mit Gaffelbetakelung, ihren hölzernen Herreshoffs, flitzten mit ihren flachbödigen Walbooten herum, verhedderten sich mit ihren Schrauben in den Leinen der Hummerkörbe.

An Land konnten sie noch lästiger werden. Echauffierten sich über ungestrichene Häuser, ungemähte Felder, ungeflickte Leitungen. Stolzierten in ihrem Sommergefieder auf und ab, fochten uralte, hoch entwickelte Revierkämpfe aus – und schwirrten wieder ab.

Es war also ungewöhnlich, dass Jim gegen Ende des Winters aufkreuzte. Heimlich, still und leise – sodass die Insulaner gar nicht recht sagen konnten, wie er aufgetaucht war. Er

landete einfach wie ein vom Kurs abgekommener Vogel und blieb, als die Segelboote noch auf dem Ufer lagen. Der März brachte einen späten Sturm mit ein bis zwei Metern Schnee. Schnee türmte sich auf den Ladeflächen der Pick-ups und wurde zu beiden Straßenseiten gepflügt, wie ein Scheitel in weißem Haar.

»Sarah hätt' den nich' mitbringen könn'«, meint Floyd. Elliot schenkt den Männern, die sich für heute Abend auf den Heimweg machen, eine letzte Runde ein. »Sein' Rollstuhl hätt' sie ja nie und nimmer in ihre Karre gekriegt.«

Sarah ist die Erste, die einen kompakten Mitsubishi mit Fließheck fährt, während alle anderen auf Ford- und Chevy-Pick-ups schwören. »Ich nehm an, dass du Reis in den Vergaser kippst«, zieht Floyd sie gern auf.

Wenn es nicht Sarah war, musste es Stillman gewesen sein, ihr alter Herr, Hummerfischer, Hafenmeister und Verwalter von Jims Familiensommerhaus. Noch schweigsamer und undurchschaubarer als alle anderen.

Sie erinnerten sich noch an die Ankunft des Mädchens. Obwohl sie erst später, Mitte Juli, mit den letzten Sommergästen eingetroffen war, sodass sie ihnen eigentlich nur wegen ihrer Hautfarbe auffiel. Was nichts Besonderes heißen soll, bloß dass damals nicht so viele Schwarze an der Küste Maines lebten oder auch nur zu Besuch kamen. Ein Bursche, der draußen vor Stonington Hummer fing. Ein paar Matrosen, die auf den großen Schiffen arbeiteten und die Touristen aus Boston, Bar Harbor oder Damariscotta die Küste Neuenglands hoch und runter schipperten.

Aber dieses Mädchen war anders. Nicht bloß schwarz, sondern pechschwarz, schwarz wie Bootsöl. Als wäre sie direkt aus Afrika gekommen. Mit dem großen Heiligenschein ihrer Haare und einem Kleid mit aufgedruckten, knallbun-

ten Blumen, Hibiskusblüten wohl, wie jemand meinte, und einem altmodischen Lederkoffer mit Schnallen, der so aussah wie einer, den man vielleicht noch ganz hinten auf Muttis Dachboden findet. Noch sonderbarer war's, dass sie bei Jim einzog.

Stillman kutscherte Jim runter zum Fähranleger. Viele von ihnen sahen zum ersten Mal mit eigenen Augen, dass der Alte ein Bein verloren hatte. Es war tatsächlich knapp oberhalb des Knies amputiert. Mit einer Krücke kam er allein zurecht, lehnte an Stillmans Laster und rauchte Kette.

»Guadalcanal«, ruft Curtis vom anderen Ende der Theke. Vornüber gebeugt und trüfäugig sieht er älter aus als sein toter Hund. Curtis war ein Kriegsveteran, hoch dekoriert, nur dass die meisten vergessen hatten, wofür eigentlich.

»Was hast du gesagt?«, fragt Elliot und greift nach dem Glas, das Curtis über die Theke schiebt.

»Sie kam von Guadalcanal«, wiederholt er, die Worte geschelt, aber eindringlich.

Guadalcanal also – nicht aus Afrika.

I

Sommerhaus bei Winterende

Einige der Männer,
die schon früher mit ihm gesegelt waren,
äußerten jedoch Mitleid,
ihn so behindert zu sehen.

– *Die Schatzinsel*

Fox Island, Penobscot Bay, Maine, Juli 1973

Jim klemmt den Stuhl in den Küchendurchgang, um das Fliegengitter offen zu halten, und steckt sich die dritte oder vierte Zigarette an. Die Ärzte haben ihm gesagt, dass er aufhören soll. Das Trinken reduzieren, stark reduzieren, und das Rauchen völlig aufgeben. Zum Teufel damit. Das Bein ist sowieso weg.

Das Nikotin macht ihn kribbelig und hypernervös. Eine schwer abzuschüttelnde Gereiztheit klebt so fest an ihm wie er selbst am Rollstuhl. Die Wahrheit ist, dass er einen Drink gebrauchen könnte, aber er wird einstweilen noch verzichten. Es ist das Mindeste, was er tun kann – dem Mädchen nicht halb betrunken zu begegnen.

»Immer sachte, immer sachte«, murmelt er laut vor sich hin. Er schließt die Augen und lenkt seine Konzentration auf Vogelstimmen. Das hat er sich schon als Junge angewöhnt. Eine bombensichere Methode, seine Gefühle im Griff zu behalten oder abzuschotten, so wie er es gern hat.

Möwen – das Leitmotiv der Insel, Lachen oder Weinen, wie man's nimmt. Das Geschimpfe eines Blauhähers. Das scharfe Zwitschern eines Rotkehlchens. Krähen patrouillieren unten bei Stillmans Haus über die Felder, ihre Stimmen kratzig, heiser wie Raucher und gebrochen wie pubertierende Jungs. Es gibt keinen Missklang – es ist ja Mittsommer und zwölf Uhr mittags –, aber aus dem nahen Wald kann er das dünne Komm-her-Pfeifen einer Phöbe hören, das Quäken des Fischadlers, der hoch über der Landzunge kreist.

Da sind auch noch andere Geräusche. Das leise Nageln des Diesels von Adam MacDonalds spät auslaufendem Hummerboot. Einen Augenblick später schwappt die Bugwelle gegen die Holzpfosten und lässt den Anleger ächzen.

Jim klemmt sich die Zigarette zwischen die Zähne und schiebt sich aus der Tür über den holprigen Rasen an der Hausecke entlang. Von hier aus kann er über die abfallende Wiese zum Ufer blicken, wo die Ebbe mit Seegras und Seepocken übersäte Felsen freilegt, und über das braungrüne Wasser der Indian Cove ans Ende des Gezeitenkanals bis zum offenen Blau der Penobscot Bay. Im tiefsten Wasser der Bucht schaukelt eine Reihe von Stillmans orangen und gelben Hummerreusen an gefierten Leinen.

»Da oben kannst du nicht wohnen«, protestierte sein Sohn Fergus, als Jim seine Absicht verkündete, hier ins alte Sommerhaus in Maine zu ziehen. »Da bist du zu sehr abgeschnitten.«

»Verdammt richtig, ich bin abgeschnitten«, blaffte Jim. Er sah an seinem Stumpf herunter. Wenn das Bein oberhalb des Knies abgetrennt wird, bezeichnet man das als transfemorale Schnitt. Dieser erschwert das Anpassen eines Holzbeins beziehungsweise einer Prothese, wie die Ärzte es zu nennen

pflügen, obwohl Jim sich sowieso geweigert hat, eine zu tragen.

»Was passiert, wenn du hinfällst? Was, wenn du hängen bleibst?« Fergus wurde ungewöhnlich dünnhäutig. Vielleicht fühlte er sich schuldig, weil er es gewesen war, der Jim zum Arzt geschleppt hatte: Er war für die Operation seines Vaters eingetreten. Er beschwor Jim, vernünftig zu sein, eine Pflegerin oder Haushälterin einzustellen, bat ihn inständig, an Ort und Stelle zu bleiben, zumindest bis zum Sommer.

»Was, wenn ich hier hängen bleibe?«, fauchte Jim und knallte seine Krücke auf den Fußboden. Krüppel zu sein hatte immerhin den einen Vorteil, mit dem Krückstock Krach schlagen zu können.

In Wahrheit war er bereits hängen geblieben. Seit dem Krieg war er hängen geblieben.

Als ihm das Museum in New York freundlicherweise eine Stelle anbot, hatte er wieder angefangen zu arbeiten. Während der letzten dreißig Jahre beschäftigte – eher begrub – er sich dort mit dem Abfassen von Berichten über die Entdeckungen anderer Leute. Zuletzt war er damit befasst gewesen, in seiner Abteilung die Einzelproben von Arten zu katalogisieren, Präparate also, die als Erstes benutzt werden, um neue Arten und Unterarten zu bestimmen: das Standardverfahren, mit dem alle Neuentdeckungen abgeglichen werden. Das Museum verfügte über 6300 Proben, die in etwa ein Drittel aller weltweit bekannten Vogelarten abdeckten.

Es war akribische, detailgenaue Arbeit, bei der man stau- bige Archive durchforsten und unleserliche Beschriftungen entziffern musste, die manchmal auf Französisch oder Deutsch gekritzelt waren. Die Arbeit erforderte enzyklopädische Kenntnisse. Dennoch war sie sekundär, bürokratisch.

Irgendwelchen eigenen Forschungen war er nicht nachgegangen. Er war nicht gereist, es sei denn, man wollte das tägliche Pendeln von Greenwich in die Stadt und zurück als Reisen bezeichnen. Schließlich wirkte seine eigene Haut eingemottet und vertrocknet. Eine verschrumpelte Spezies, konserviert in Alkohol – in seinem Fall Gin. Sein einziges Buch, sein einziger wertvoller, wissenschaftlicher Beitrag, *Ausgerottete und aussterbende Vögel Ozeaniens*, erschienen 1960, war selbst ein Kompendium des Verlusts, eine Absage an das Leben und die lebendigen Dinge.

Plötzlich zum Amputierten geworden, konnte er nicht mehr durch die Stadt streifen. Er schaffte es nicht mehr allein ins Museum. Er ging auch nie wieder hin, nicht einmal, um sich zu verabschieden oder seine Sachen abzuholen. Er konnte die Vorstellung nicht ertragen, dass ihm jemand die Tür aufhalten und dabei auf die leere Stelle an seinem Bein glotzen würde.

»Und bloß keine Scheißpfliegerin!«, blaffte er Fergus an. Von denen hatte er im Krankenhaus genug gehabt. Genug Störungen und Rumgestochere, genug Ge- und Verbote, genug Hätscheleien. Erlaubten ihm nicht mal einen Scheißdrink. Trotzig dreht er jetzt die Zigarette zwischen den Fingern und verbindet das vor seinem geistigen Auge mit einer gewissen Freiheit.

Zu Beginn des Frühjahrs fragte Jim sich, ob Fergus nicht doch recht gehabt hatte, was den Umzug nach Maine betraf. Er musterte sich im Spiegel, rot geränderte Augen, dicke Bartstoppeln auf den farblosen Wangen, die tiefen Falten auf der Stirn, auf einer Gesichtseite die Narbe eines Angelhakens. Sein Haar war dicht, zerzaust und ungeschnitten. Seine Lippen blau angelaufen. Er fragte sich, ob er sich zu Tode soff. Falls ja, musste es doch einen einfacheren Weg geben.

Er schnippt die Zigarettenkippe weg, zertritt sie mit seinem hellblauen Leinenschuh im Gras. Seit Wochen hat er zum ersten Mal wieder einen Schuh an.

Im Winter, Herrgott noch mal, lebte er wie ein Bär. Wickelte sich in einen großen Pelzmantel, den er in einem der Wand-schränke fand. Stapelte Federbetten und kratzige Wolldecken aufs Bett, das ungemacht und zerwühlt wie ein Rattennest war. Schlieft. Trank. Hielt die Öfen in Gang. Flaschen und Korken unterm Bett. Leere Corned-Beef-Dosen, aus denen Schimmel wuchs, wenn das Wetter umschlug. Überall wie Zelte aufgeschlagene Bücher. Halb gerauchte, auf dem Küchentisch ausgedrückte Zigaretten. Reine Glücks-sache, dass er das verdammte Haus noch nicht abgepackelt hatte.

Alles war anders als bei seinen Aufenthalten im Sommer. Die Insel lag unterm Schnee eines wüsten Sturms begraben. Schwer beladene Fichten- und Tannenzweige beugten sich tief über die weiß verhüllten Felsen. Birkengeäst zitterte wie kaltes Gerippe. In der Bucht kauerten Möwen missvergnügt auf geborstenen Eisschollen. Eines Tages erschien eine frühe Schneegans mit ihren schwarzen Flügelspitzen auf dem Weg in die Arktis, um dort den Sommer zu verbringen. *Chen caerulescens* notierte er in einem Buch, das er seit einiger Zeit führte, eine Liste der Vögel in der Indian Cove.

In der Nacht jagte ein Paar Virginia-Uhus über der Land-zunge und füllte das Haus mit seinen fagottartigen Rufen. Trauerenten und Schwärme von Eiderenten ließen sich auf der grauen See treiben. Als die Temperatur unter null fiel, stieg Seenebel vom Wasser auf und verschleierte die Insel wie eine Fata Morgana. Er blickte zu der dünnen Schnee-haube, die die Balustrade vor seinem Schlafzimmer säumte, und erinnerte sich daran, dass Helen sich immer gewünscht

hatte, Weihnachten hier zu verbringen. Dazu gekommen war es nie.

Das Haus war kalt. Egal, wie viele Feuer man machte und wie lange man sie brennen ließ – warm wurde es nie. Weiträumig, luftig, gebaut für den Sommer, war das Haus nicht isoliert und ohne Zentralheizung. Stattdessen verfügte es über ein Zimmerlabyrinth für Gäste, entfernte Verwandte und Personal. Der ursprüngliche Besitzer entstammte jener Bostoner Elite, die sich selbst als *die Stadtflüchtigen* bezeichnete: Geschäftsleute, Banker, Anwälte, Architekten, die um die Jahrhundertwende an dieser Küste auftauchten und, wie vor ihnen Emerson und Thoreau – wie jetzt auch Jim –, auf der Suche nach dem einfachen Leben waren. Nur dass für sie die Natur mit Dienstmädchen, Köchinnen und Verwandten bequem gepolstert war.

Die Kälte drang an Stellen ein, wo man nicht damit gerechnet hätte, direkt durch die Schindeln und mit Schiefer verkleideten Wandbretter, direkt durch die Glasscheiben der seewärts weisenden Fenster, direkt unter den Bodendielen, weil an der Vorderfront unter der großen Veranda, die über den Rasen hinausragte, der Wind einfallen konnte.

Als Jim ankam, schleppte Stillman altes Brennholz aus dem Keller herauf, und sie mühten sich damit ab, den großen gusseisernen Herd in der Küche zu befeuern. Das Ofenrohr war mit einem Vogelnest aus dem Vorjahr verstopft, das schließlich in den Herd fiel und in Flammen aufging. Jim schämte sich, dass er sich nicht selber helfen konnte, während er seinem alten Freund aus Kindertagen dabei zusah, wie er Feuer im dunkel getäfelten Wohnzimmer und dann oben in seinem Schlafzimmer machte.

Er quälte sich mit seiner Krücke treppauf, humpelte auf einem Bein durch den langen Flur und schloss die Türen der

anderen Schlafzimmer, während Stillman zusammengerollte Matten vor den Schwellen platzierte, um die Zugluft zu stoppen. Wenn das Holz erst aufgeschichtet war, konnte Jim die Feuer allein schüren. Der Ofen war heiß, aber wenn man sich auch nur ein Stück weit von ihm entfernte, konnte man seinen eigenen Atem sehen.

Er erinnerte sich noch, wie Stillman eine Feldmausfamilie entdeckte, die eins der großen Sofas im Wohnzimmer erobert hatte. »Lass sie in Ruhe«, sagte Jim. Sie machten es sich hier wohl schon seit Generationen als Winterquartier gemütlich. Bestimmt taten Mäuse entlang des Gezeitenkanals überall das Gleiche.

Dann kam das Frühjahr mit seiner grausamen Spezialität: Schlamm.

»Ach ja, Schlammzeit«, sagte Sarah munter und sachlich, als sie Jims Fußspuren vor der Küchentür sah. Tiefe, matschige Furchen. »Schlamm, Lupinen, Flieder, und das dauert bis Juni.« Als es eben milde genug war, nach draußen zu gehen, blieben die Räder des Rollstuhls stecken. Er humpelte mit der Krücke zurück ins Haus, fand ein Seil, mit dem sich der Rollstuhl wieder hereinziehen ließ, bevor Sarah ihn finden konnte – ein saumäßiges Malheur.

Sarah, Stillmans unverheiratete Tochter, starkknochig, willensstark, sommersprossig, dreißig. Sie versorgt Jim einmal pro Woche mit Lebensmitteln: Eier, Speck, Milch, Zigaretten, Corned Beef. Eine Flasche Scotch oder Gin, wenn er darum bittet. Wenn sie etwas Gesünderes oder anderes vorschlägt, lehnt er ab. Sie ist zweifellos auch Fergus' Spionin, kontrolliert, ob Jim noch am Leben ist. Sie bringt ihm seine Zeitungen: die *Rockland Courier Gazette* und die *New York Times* vom Vortag mit Nachrichten über Watergate und Vietnam; Erskine Childers' Sohn zum irischen Präsidenten

gewählt; Papua-Neuguineas erster Premierminister; Frankreich testet seine Atombomben auf dem Mururoa-Atoll. Großer Gott, hatten die denn immer noch nicht genug?

Der Schlamm durfte einen nicht stören. Man konnte ja alle Fenster und Türen öffnen. Man konnte in der Sonne sitzen. Man konnte riechen, wie die ganze Insel sich erwärmte, auftaute. Vergammelter Seetang, fermentiertes Laub, nasses Gras. Dem Geräusch von Schmelzwasser lauschen, das von den Dachrinnen des Hauses tropft und hinunter zum Meer rinnt. Er räumte auf. Er beugte sich im Rollstuhl vor, um die Dosen und Zeitungen in große schwarze Säcke zu fegen, die Sarah zur Müllkippe in der Mitte der Insel brachte.

Er beobachtete Zugvögel, und dann kamen die Sommervögel in Schwärmen. Zuerst kamen, wie eine militärische Vorhut mit ihren roten und gelben Epauletten, rotflügelige Amselmännchen; dann die Samenfresser, gelbe Goldfinken und Spatzen. Gefolgt von den Insekten fressenden Hütten-sängern, Phöben, Schwalben und Grasmücken. Die Amselweibchen, die Drosseln und orange Pirole. Fliederduft flutete durch die Küchentür.

Im Mai konnte Jim draußen weit genug gehen, um Körner und trockenes Brot auf den Vogeltisch zu legen. Zuerst brauchte er beide Krücken und hantierte vorsichtig mit ihnen, um nicht auszurutschen und sich nicht noch einmal zum Trottel zu machen, obwohl nur Sarah es gesehen hätte. Dann gelang es ihm, mit einer Krücke zurechtzukommen. Der Boden wurde fest genug, um mit dem Rollstuhl ums Haus fahren zu können, und später kam Stillman und befestigte mit zerkleinerten Muscheln einen schmalen Pfad, auf dem er direkt bis ans Ufer fahren konnte. Er begann zu arbeiten, rang sich einen lange aufgeschobenen Artikel ab, der fürs *Natural History Magazine* des Museums vorgesehen war.

Herrgott, ja, ihm gefällt es hier. Er lässt sich von dem Ort trösten, von all den vertrauten Geräuschen und Gerüchen der Kindheit – wäre da bloß nicht dieses verdammte Mädchen im Anmarsch.



»Wer kommt denn vorbei?«, fragt Stillman und geht hinter seinem Pick-up-Truck herum. Es ist das erste Mal, dass Jim gebeten hat, ihn in die Stadt zu fahren, aber Stillman, von Natur aus unaufdringlich, bemerkt an ihm keinerlei äußere Aufregung.

»Weiß der Teufel«, erwidert Jim. Er hievt sich in die Fahrerkabine, zieht sich an der offenen Tür hoch. Stillman ist klug genug, keine Hilfe anzubieten. »Du kannst den Rollstuhl hierlassen. Ich werde nicht aussteigen«, sagt Jim.

Vor zwei Wochen hatte Stillman den Brief vorbeigebracht. Damit blieb Jim, verdammt noch mal, kaum die Chance zu antworten. Er erinnert sich noch an den Umschlag. Er war mit großen, bunten Briefmarken so beklebt, wie eine Flaschenpost mit Seepocken und Napfschnecken übersät ist.

»Bei Gott, der is' so mit Briefmarken zugepflastert, dass man gar nicht sagen kann, wo er herkommt«, bemerkte Stillman.

Jim nickte, obwohl er es gleich wusste. Er konnte jeden einzelnen Vogel auf den Briefmarken identifizieren: den salomonischen Weißkakadu, den Ultramarinliest, Sanfords Seeadler. Herrgott, ja, Finschs Pygmäenpapagei – ein Vogel, den er selbst gesammelt hatte. Amtliche Stempel markierten den Weg des Briefs von Honiara über Port Moresby und Brisbane nach Washington, D. C. Dann von seinem Bruder Cecil aus Greenwich an Jim weitergeleitet.

Darin – ein Schreiben auf Briefpapier des Innenministeri-

ums, mit eingepprägtem Adler, unterzeichnet von einer Konsulatsbeamtin, was auch immer das ist, die den eigenartigen Namen Sethie Bloom trägt. *Wir wissen, dass Sie Ms. Baketi gern bei sich aufnehmen werden* (den Teufel wird er tun!). *Sie wird einen Monat* (einen ganzen verdammten Monat!) *vor Beginn ihrer medizinischen Ausbildung eintreffen ...* (heute!), *damit ihr genügend Zeit bleibt, sich in den Vereinigten Staaten einzuleben.*

Jim begreift nicht, wie sich jemand in seiner Gegenwart in etwas einleben könnte.

Was zum Teufel soll er mit einer Medizinstudentin von den Salomonen anfangen? Er ist zu alt, zu betrunken, um jemanden *bei sich aufzunehmen*. Außerdem ist er ein Krüppel. Herrgott noch mal, er hätte sofort zurücktelegrafieren müssen, als der Brief ankam. *Nein. Stopp. Nehme sie nicht auf. Stopp.* Er glaubt immer noch nicht, jemals Ja gesagt zu haben.

Im Briefumschlag lag noch etwas anderes. Als er ihn hochhielt, fielen zwei zusammengefaltete Zeitungsartikel heraus. Einer zeigte das Foto eines Mädchens mit einem riesigen Haarschopf, das einen ganzen Kopf größer war als der weiße, bebrillte Lehrer neben ihr.

Mädchen aus New Georgia geht nach New York.

Topstudentin der Schule King George VI., Studentin der Medizinschule von Fidschi, gewinnt erstes Medizinstipendium in den Vereinigten Staaten.

Die Nachricht war der Aufmacher im offiziellen *British Solomon Islands Protectorate Newsletter* und brachte es zudem auf einen zweiseitigen Artikel in einem offenbar eher populären Lokalblättchen namens *Tok Tok*. Behauptete sich da gegen Geschichten über Pläne zur Feier des Unabhängigkeitstags von Fidschi, einen Artikel über *Kastom*-Magie und das Foto eines örtlichen Krokodiljägers.

»Herrgott noch mal«, flucht Jim laut. Er spuckt ein loses Tabakstückchen aus.

Stillman sieht, wie Jim seinen Fuß über einen Hammer hebt, eine Seilrolle, eine Schraubzwinge, die auf dem Boden der Fahrerkabine herumliegen, und wünscht sich, besser aufgeräumt zu haben. Als sie auf der Straße durch den Wald in die Stadt fahren, schießt er zu Jim hinüber, der grimmig geradeaus schaut und auf dem Filter einer ungerauchten Zigarette kaut.

Je weiter sie sich von der Bucht entfernen, desto zerbrechlicher sieht Jim aus. Sein Hemd ist sauber und gebügelt, dank Sarah, die seine Klamotten aufs Festland schickt, wo sie einmal pro Woche gewaschen werden. Trotzdem bringt er es immer noch fertig, zerzaust auszusehen, spindeldürr, die Augen blutunterlaufen. Die Narbe auf seiner Wange, wo ihn, wie Stillman sich erinnert, ein anderer Junge mit einem Angelhaken erwischt hatte. Das fehlende Bein. Alter Mann.

Dabei sind sie praktisch gleichaltrig. Als sie klein waren, haben sie zusammen gespielt. Jim hatte die große Familie, das große Sommerhaus. Er hatte den Zigarre rauchenden Großvater, Kapitän eines Schoners mit Teakdecks und glitzernden Messingarmaturen, der den halben Gezeitenkanal auszufüllen schien. Aber Stillman wohnte in der Nähe der Schilfbänke, die ihre bevorzugten Jagdgründe waren. Er durfte seinem Papa beim Einholen der Hummer helfen. Und das Beste war, dass er auf der Insel bleiben durfte, wenn Jim wieder abreiste – er wusste, dass ihn alle Sommerjungs darum beneideten. Auch während des Kriegs schätzte er sich glücklicher, weil er nach Frankreich geschickt wurde, während Jim, wie er hörte, in den Pazifik zog.

Die Umstände haben sie voneinander getrennt. Dennoch

spürt Stillman die unausgesprochene Kameradschaft der Kindheit – sich gemeinsam durch die Rohrkolben drücken, heißer Matsch, der zwischen ihren Zehen aufquillt, der breitkrepelige Sommerhut, den seine Mutter ihm unterm Kinn festband. Sie suchten nach Fröschen und Vogelnestern, Krebsen und Junikäfern, Gartenschlangen und den kleinen, kugelrunden Quallen, die im Mühlteich trieben. Jim verbreitete stets eine wilde Entschlossenheit, bestand darauf, dass sie sich wissenschaftliche Namen merkten, und brachte sich dann selber das Präparieren bei. Stillman reichte es, die Viecher zu fangen; dann ließ er sie wieder laufen.

Der Anblick von Jim, der steif und unbequem in seinem Laster sitzt, weckt in Stillman Beschützerinstinkte und macht ihn skeptisch gegenüber den munter aussehenden Gruppen von Sommergästen, die sich auf dem kleinen Platz vor dem Fähranleger einfänden. Als er einbiegt, merkt er, dass er unter etwas leidet, was wohl ein längst überwunden geglaubter pubertärer Widerwille gegen diese Männer mit ihren 200-PS-Maschinen, ihrem Geld und ihrer Freizeit sein muss; und gegen diese Frauen mit ihren schönen Beinen. Und dann diese Gefühle gegenüber Jims Familie, dass sie den Alten sich selbst überlassen und ihre Verantwortung auf Sarah und ihn abwälzen.

Solche Gedanken überraschen Stillman. Er lebt ja auch allein, und das gefällt ihm. Und außerdem, sind diese Leute nicht von Jims Schlag?

Zum Teufel damit. Sie hatten alle ihre Probleme, ihre Mühen, ihr Glück. Insulaner oder Sommergäste, Hummerfischer oder Investmentbanker: Solche Unterschiede macht er schon lange nicht mehr. Esther, seine Frau, ist vor zwanzig Jahren gestorben, nach einem langen Kampf gegen den Krebs. Er hatte auch einen Sohn; er ist ertrunken. Es gibt keinen Grund, Mitleid mit Jim zu haben. Allerdings hat

Stillman noch Sarah, die unten an der Straße wohnt, und das ist tröstlich – egal, wie sehr er über sie meckert.

Er parkt absichtlich so, dass Jim freies Blickfeld auf die einlaufende Fähre hat, ohne aus dem Laster aussteigen zu müssen.

»Das Boot kommt erst in zehn Minuten«, sagt er und beschließt, bei Floyd an der Werft vorbeizuschauen, ob der das Maschinenteil, das Stillman vor ein paar Tagen abgegeben hat, reparieren konnte. »Wenn sie anlegt, bin ich wieder da.«

Jim verzieht sein Gesicht zu einem gespenstischen Lächeln, dreht die unangezündete Zigarette zwischen den Fingern. Und Stillman hat Gewissensbisse und macht sich Vorwürfe: das gleiche Gefühl wie vor Jahren, als er Sarah an der Inselfschule ablieferte.

Es ist ein Jammer, dass Jims Frau Helen nicht mehr da ist. Sie war fröhlich und lebenslustig und ohne Dünkel, erinnerte sich an jeden Namen, egal, wer man war, auch wenn man ihr nur ein Mal begegnet war. Groß und königlich mit ihrer Löwenmähne. Das Gegenteil von Jim, der ein echter Insulaner ist – mürrisch wie alle anderen.

Ein Foto von Helen steht auf Jims Nachttisch. Stillman hat es gesehen, als er Feuerholz nach oben geschleppt hat, und ihm ist aufgefallen, dass der Rahmen zur Wand gedreht war. Tja, kein Wunder, wenn der Alte es nicht ertragen konnte, sie anzusehen: Sie war eine Schönheit. Er erinnert sich daran, wie Helen Jim umarmte. Es war eine von außen sichtbare Liebe, etwas, das Stillman überraschend selten zu sein schien. Seine und Esthers Liebe war wegen ihrer langen Krankheit heikler, privater, angespannter gewesen.



Leute winken. Aufgeregte Kinder umkurven auf Fahrrädern den Parkplatz, klettern auf die Poller am Ende des Piers und lehnen sich weit übers Wasser hinaus.

Jim stößt die Wagentür auf, lässt die Sonne hereinfluten, nestelt dann in seiner Brusttasche nach dem Feuerzeug. Das Flämmchen tanzt unkontrollierbar vor seinem Gesicht. Er weiß nicht, ob das Händezittern seiner Nervosität geschuldet ist, dem Alter, dem Saufen gestern Abend oder allen dreien zusammen. Er zieht den Rauch ein und versucht, sich zu sammeln. Spürt, wie die Finger an seinen Lippen zittern.

Die Fähre bläst ihr Schiffshorn, als sie in den Gezeitenkanal einläuft und dann die rote Spitztonne umrundet, um Post Man's Ledge auszuweichen. Ihre Größe und ihr strahlendes Weiß lassen die Jachten klein erscheinen, diese Flotte der näher an Land vertäuten Herreshoffs und Dingies, und schüttelt schließlich die Hummerboote an ihren Liegeplätzen. An der Bugreling drängt sich eine Gruppe Passagiere. Unter ihnen erkennt er das große schwarze Mädchen und sieht schnell weg. Noch ist er nicht bereit. Aber wird er es je sein?

Als er sich mithilfe der Krücke aus der Fahrerkabine hangelt, bleibt ein kleines Mädchen in einem leichten Sommerkleid stehen und starrt mit offenem Mund auf sein amputiertes Bein. Er glotzt zurück, bis die Mutter das Mädchen wegzieht. Herrgott, er sieht deplatziert aus hier, und ihr wird es genauso ergehen. Das Meer wird zu weißem Schaum aufgerührt, als die Motoren der Fähre in den Rückwärtsgang schalten. Der Pier knarrt. Zwei Eiderenten paddeln hektisch aus dem Weg. Eine Seeschwalbe zieht vorbei.

Vor den Passagieren müssen die Fahrzeuge an Land. Jim ist dankbar für die Extraminuten, solange ein Wagen nach dem anderen hinausrollt und auf der Metallrampe ein Katt-

schank-Kattschank verursacht, das ihn ablenkt. Volvo-Kombis, ein paar Subarus, Fords, die Dächer hoch bepackt mit Koffern, Kühlboxen, Seesäcken, Fahrräder auf den Heckklappen, erinnern Jim an einen Flüchtlingsstrom, der vor einer Katastrophe flieht – die Okies der Großen Depression. Heiße, schwitzende Kinder recken Köpfe und Arme aus den Fenstern. Mittendrin transportiert ein Sattelzug Baumstämme. Während sie sich leert, steigt die Fähre im Wasser höher. Er atmet heißen Asphalt ein, Seesalz, Fisch, Benzin, Auspuffgase. Lauscht den Möwen.

Sie ist groß, breitschultrig, sieht sogar in ihrem Kleid mit den großen, leuchtend bunten Blumen so athletisch aus wie Tosca. Die Haare dicht um den Kopf gelegt zu einem großen Kranz wie der Afrolook, der vor ein paar Jahren in New York angesagt war. Sie ist pechschwarz. Das hat den anderen Passagieren zweifellos zu denken gegeben. Es sollte Jim eigentlich nicht überraschen, tut es aber. Gott, wer will ihm das verübeln? Während der letzten Monate hat er kaum jemanden gesehen und schon gar keine Negerin. Nicht Negerin, korrigiert er sich selbst, sondern eine Melanesierin aus der Südsee.

Außerdem muss ihr jemand gesagt haben, dass sie nach einem Krüppel Ausschau halten soll, kommt sie doch direkt auf ihn zu. Sie hat den gleichen durchdringenden Blick unter schweren Lidern, die gleiche Hakennase wie ihr Vater. Nun ist sie da, stellt sich in perfektem Englisch vor, und Jim fragt sich, ob sie das geübt hat.

»Sind Sie Mr. Jim? Ich bin Cadillac.«

Herrgott, sie heißt also wirklich so, es ist kein Tippfehler oder Schreibfehler im Brief der Konsulatsbeamtin. Tosca, dem sein Name von einem Opern liebenden Koprahändler verpasst wurde, zeugt Cadillac. Wonach benannt? Nach

dem Auto, einem Popsong, einer Sehnsucht nach amerikanischer Großzügigkeit? Einem Zufall?

Sie streckt ihm die Hand entgegen, und Jim zuckt zurück, eine Bewegung, die er sogleich bereut, aber nicht verhindern kann. Er mag es nicht, wenn man ihn berührt. Um seine Grobheit zu kaschieren, lässt er die Zigarette fallen. Dann zwingt er sich dazu, ihr die Hand zu schütteln.

Sie hat wenig Gepäck. Einen kleinen Lederkoffer mit Schnallen, der so aussieht, als hätte ihn ein Missionar ihr geliehen. Eine zusammengerollte, aus Pandanusfasern gewebte Matte, wie sie die Insulaner auf den Salomonen für so ziemlich alles benutzen: als Unterschlupf, Matratze, Regenschirm, Hochzeitsgeschenk. Gut – je weniger sie hat, desto leichter wird es sein, sie wieder zurückzuschicken.

»Willkommen«, sagt Jim und nickt kurz. Er würde ihr gern den Koffer abnehmen, aber sie sieht ja, wie es um ihn bestellt ist.

»Mr. Jim, he stop close up 'long sea, no 'long bush«, hat Tosca gesagt, Jim lebe nah am Meer, nicht im Busch, und so zu erklären versucht, wo Jim wohnt, um seine Tochter zu beruhigen, und zwar nicht nur hinsichtlich der Geografie. Die Salzwasserleute der Salomonen fühlten sich ihren Brüdern im Busch traditionell überlegen, hielten sich für schlauer, sauberer und auch kämpferischer – Nachkommen der Kopfgänger eben. Diese Art Vorurteil wurde allerdings von Cadillac Lehrern abgelehnt. Es konnte an ihrer Schule sogar zu Prügeleien führen.

Als sie auf der großen Veranda von Jims Haus steht und über die Bucht blickt, sieht Cadillac, dass ihr Vater recht hatte. Da ist das Meer, fast so weit entfernt wie die strohgedeckte Plattform des Hauses ihrer Mutter in Enogai vom Wasser des Kula-Golfs.

Tief atmet sie die Seeluft ein – froh, wieder im Freien angekommen zu sein nach den Tagen, die sie eingepfercht in Flugzeugen verbracht hat. New York war überfüllt gewesen mit seinen viel zu hohen Gebäuden, die sie an aufgestapelte Hühnerkäfige erinnerten. Alles war da senkrecht, nirgends eine Horizontlinie der See oder des Himmels, an der sie sich hätte orientieren können; allein schon daran hochzublicken ließ sie schwindelig werden. Es gab auch so viele Menschen, dass sie das Gefühl hatte, sich gar nicht richtig bewegen zu können.

Hier auf Jims Veranda überkommt sie der kindliche Drang, ihre Kleider auszuziehen, zum Wasser zu laufen und hineinzuspringen. Sie würde es auch machen, hätte Ms. Sethie, die Konsulatsbeamtin, sie nicht eindringlich vor der Wassertemperatur gewarnt.

Fox Islands, Eagle Islands, Burnt Islands, Penobscot Bay: Tosca hatte sich noch nach all den Jahren an die Namen von Jims Meer erinnert. Mit dem Zeh hatte er eine Karte in den Sand gezeichnet. Einige der Inseln seien groß und gebirgig wie New Georgia, hatte er gesagt. Andere seien winzige Orte wie die Inseln der Wanawana. Der Gezeitenkanal, hatte er erklärt, sei wie eine Fahrrinne durch die Riffe. Als sei hier alles fast wie zu Hause oder zumindest vertraut, aber sie sieht, dass das nicht stimmt. Das Blau von Jims Meer ist ein dunkles Indigo, und die Untiefen sind braungrün, anders als die helleren Blautöne New Georgias. Die Bäume sind spitz, mit Nadeln, und duften süß. Die Felsen an der Küste glatt, breit und rosa. Und erst das Gras!

Sie erinnert sich, wie sie durch den Drahtzaun des Honiara Golf Clubs auf Gras geschaut hat. Die Rasenflächen lagen entlang des flachen Geländes, das die Amerikaner als zweite Landepiste genutzt hatten. Von hier aus waren ihre Kampfflugzeuge gestartet, um den großen japanischen Ad-

miral Yamamoto abzuschießen, denselben Mann, hatte Tosca erklärt, der die Bombardierung Pearl Harbors und kurz darauf die Invasion Guadalcanals geplant hatte.

Sie erinnert sich an die großen, rotgesichtigen britischen und australischen Golfer mit ihren Hüten und Hemden und weißen, zu den fetten rosa Knien hochgezogenen Socken. So ähnlich hatte sie sich Jim vorgestellt. Nicht so, wie er ist. Dünn und mager sieht er eher aus wie die alten Männer von Guadalcanal mit ihren nackten Oberkörpern, die die schweren Schlägertaschen schleppen, oder die sehnigen Müllsucher, die Kriegsschrott einsammeln.

Sie dreht sich um, will etwas sagen, überlegt es sich dann aber anders. »Mr. Jim, him nambawan man«, hat ihr Vater gesagt, ein guter Mann sei dieser Jim, »alsem brother bilong me«, wie ein Bruder sei er ihm gewesen. Das will sie gern glauben und in Jim einen freundlichen Onkel sehen, dem man mit großem Respekt begegnet. Sie ist mit Geschichten aus dem Krieg aufgewachsen, Geschichten über *Merika Sol-dia*, in denen Jim eine Hauptrolle spielte.

Hinter ihr hält er die Fliegengittertür auf, als sei er unschlüssig, ob er hinaus- oder wieder hineingehen soll. Er hat eine Krücke unter die Achsel geklemmt und blinzelt in die Sonne.

Tja, was hat sie denn erwartet? Einen hübschen, jungen Marinesoldaten in Uniform, der immer noch sein Gewehr oder ein Funkgerät mit sich herumträgt? Einen schlammbe-spritzten GI aus den Kriegsfilmen, die in Point Cruz gezeigt werden? Das Kino dort eine alte Nissenhütte aus dem Krieg, auf deren Dach plötzliche Regenschauer so laut wie Maschi-nengewehrfeuer explodierten.

Sie kann sich nicht erinnern, dass ihr Vater Jim als jungen Mann beschrieben hätte. Tosca hat von ihm immer als älterem Mann und Lehrer gesprochen.

Sie sieht seinen stechenden Blick, das zerzauste Haar, die über der Krücke abgewinkelte Schulter, die Narbe auf seiner Wange und kann nicht anders, als an einen böartigen Hund zu denken, einen der lahmen Streuner, denen man auf dem Markt in Honiara begegnet. Einen, vor dem man auf der Hut sein muss. Sie registriert, dass er seinen Schuh ausgezogen hat und wie er jetzt das Bein seiner Kakhose unter dem Stumpf verknötet.

Sie schlüpft aus ihren Sandalen, geht die Verandastufen hinab, spürt die trockene Holzmaserung unter ihren Füßen. Dann das ganz kurze Gras, kühl und üppig zwischen ihren Zehen.

Sie sieht zum Meer, lacht und lässt die Arme schwingen. Eine mädchenhafte Freude, die Jim plötzlich an Helen erinnert. Grummelnd macht er auf der Krücke kehrt und geht wieder ins Haus. Jetzt hat er sich aber bestimmt mal einen Drink verdient.



(...)

»Mädchen!«, ruft Jim. Er klemmt sich die Krücke unter die Achsel und schwankt wie ein Affe durch den Flur. Bei jedem Schritt drückt der gummierte Riegel in seine Haut. Klump! Klump!

Unten wartet der Rollstuhl auf ihn, aber als er danach greift, rollt er zurück, sodass er beinahe stolpert und sich am Geländer festhalten muss, um nicht hinzufallen. Er hat vergessen, die Bremse anzuziehen. Mist.

»Mädchen!«, ruft er noch einmal. Sie ist nicht hier unten. Jetzt quält er sich wieder treppauf und durch den Flur. Gegenüber ihrer Zimmertür lehnt er an der Wand und peitscht

sich mit rassistischen Flüchen auf, den verpönten Ausdrücken aus seiner Jugend, um seine Entschlossenheit zu bekräftigen. Bimbo. Niggerbaby. Negerin.

Wer sagt denn, dass man nicht klar sieht, wenn man betrunken ist? Er empfindet eine scharfe Klarheit aus Absicht und Entschlossenheit.

Keine Antwort. Wenn das so ist, wird er sie eben rauschmeißen. Sein Herz rast, in seinem Stumpf pocht es schmerzhaft. Mit der Schulter stößt er die Tür auf und tritt ein. Niemand da. Das Bett ordentlich gemacht. Nicht nur gemacht, sondern unbenutzt. Die Überdecke genau so gefaltet, wie er sie vor ein paar Tagen gefaltet hat.

Plötzlich verwirrt und orientierungslos, sieht er sich in ihrem Zimmer um. Eine Sturmflut der Trauer überschwemmt seine Wut. Es ist sein eigenes Bett, das Bett, das er nach dem Krieg gemacht hat und in dem er ohne Helen nicht schlafen konnte. Diese Nächte, in denen er sich in eine Decke wickelte und auf dem harten Fußboden schlief. Er fragt sich, ob bei ihm jetzt irgendwie alles durcheinandergeht? Ob es Toscas Mädchen überhaupt gibt oder ob er sie sich nur ausgedacht hat? Irgendein ungreifbares Bruchstück einer betrunkenen, fieberhaften Fantasie? Am Ende gar ein Ausbruch von Senilität? Eine Nebenwirkung der Einsamkeit?

Ich habe dies Bett für dich gemacht, Helen. Ich bin mit Laken, Kissen und Decken durch den Flur gehumpelt. Eins nach dem anderen. Das Bettzeug riecht nach Zedern und Mottenkugeln. Ich habe den Rollstuhl herangezogen und mich hineingesetzt, um die Laken unterzuschlagen und die Decken glatt zu ziehen. Warum bist du nicht nach Hause gekommen?

Das Bett zu weich, zu bequem, zu einsam.

Er sieht sich um, versucht sich wieder in den Griff zu bekommen. Der Messingrahmen des Betts, die Glastüren

weit geöffnet zum Balkon, Kamin, Schreibtisch, Kommode, das Specksteinbecken, alles wie in seinem eigenen Zimmer. Dann konzentriert er sich. Bestimmte, kleine Dinge erscheinen ihm überbetont und drängen sich ihm auf, unverbunden wie Detailaufnahmen einer Diaserie. Am Fußende des Betts der kleine Missionarskoffer des Mädchens. Auf der Fensterbank aufgereiht Seeglas und Muscheln, die sie vom Strand mitgebracht hat. Auf dem Schreibtisch die Bücher, die er ihr geliehen hat, das Vorlesungsverzeichnis von Yale. Im offenen Schrank zwei bunte Röcke und drei ordentlich aufgehängte Blusen. Ein Paar Flip-Flops.

Die Ärmlichkeit ihrer Habseligkeiten lässt ihn demütig werden. Stumme Zeugen der Leichtigkeit ihrer Existenz, ihres ungeheuren Ehrgeizes, ihres Sprungs in die Welt. Das Mädchen besitzt so wenig, weniger als er. Und er lebt freiwillig so: ein Hausbesetzer, der den Luxus seiner Familie verschmäh.

Als er zur Glastür taumelt, stolpert er beinahe über die zusammengerollte Pandanusmatte des Mädchens, auf der ein Kissen und eine sorgsam gefaltete Decke liegen. Großer Gott, sie hat ja hier auf dem Fußboden geschlafen.

Er spürt das glatte Gewebe aus Pandanusblättern an seiner Wange, den Geruch feuchten Stoffs. Er wälzt sich im Dunkeln herum, atmet Kochdünste ein, den salzigen Hauch von Meerwasser und die Frische des Regens.

»Mr. Jim, Mr. Jim«, flüstert Tosca und schüttelt ihn sanft. Der Morgen graut noch nicht, und er fröstelt nach einem nächtlichen Wolkenbruch, der alles in Feuchtigkeit getaucht hat. Im Erwachen ist er ganz Ohr und hört ein Geräusch, das schon in seine Träume eingedrungen war. Das ferne Grollen eines Schiffsmotors nähert sich der Insel.

Jetzt tritt Tosca das kleine Dach zusammen, verstreut

Blätter und Erde, um jede Spur ihres Lagers zu verwischen. Jim quetscht die Füße in seine harten Stiefel. Während der vergangenen Wochen hat er sich daran gewöhnt, barfuß zu gehen, und die Stiefel sind steif. Er greift zu seinem Gewehr, reicht Tosca das eroberte japanische Gewehr, und dann hasten sie über einen schmalen Pfad, den sie durchs Unterholz geschlagen haben, ans Ufer, robben bäuchlings bis ans Ende eines zerklüfteten Korallenriffs, wo sie aus Palmwedeln eine kleine Sichtblende gebaut haben.

Da – nur ein paar Hundert Meter draußen –, ein japanisches Walboot. Ein Suchscheinwerfer streicht wie ein Zyklopenauge über den Strand, blendet dann ab und lässt die Nacht noch schwärzer als zuvor erscheinen. Übers Wasser hören sie die heiseren, kehligen Laute des Japanischen. Das Spritzen von Stiefeln.

Silhouetten von drei Männern waten übers Riff.

Cadillac kennt Betrunkene. Die Jungs, die, verschanzt in der Sicherheit der Bars von Munda, sie lüstern anstarren. Nachmittags nach der Schule geht sie durch die Stadt, um für ihren Vater Besorgungen beim alten chinesischen Händler zu machen: feinmaschige Netze für den Vogelfang, Arsen für die Präparate, eine Zündkerze für den Außenbordmotor.

»Hey, hübsches braunes Mädchen«, rufen die Jungs. »Kommst du mit mir in den Busch?« Sätze, die sie aus Radiohits aufgeschnappt haben, als wären sie selber nicht braun. Die Jungs, die ihre Brüder kennen, schauen weg, tun so, als sähen sie Cadillac nicht. Der alte Mann in Gummistiefeln und Shorts, die derart zerlumpt sind, dass man lieber nicht so genau hinsieht, wartet an der Landebahn auf die Ankunft der zweimotorigen Piper Aztec der Megapode Airways oder der größeren DC-3s aus Fidschi und Neuguinea und spuckt vor ihr und jedem anderen aus, der ihm zu nahe kommt.

Und auch die großen, redseligen Sporttaucher aus Australien. »Hey, Agnes, Schätzchen, bring uns mal noch 'n Bier, ja?«, rufen sie von der Veranda des Agnes Guest House. Da zechen sie unter einer einzigen, kahlen Glühbirne und einem niedrigen Deckenventilator und grölen bis spät in die Nacht ihre Sauflieder: *Waltzing Matilda*, *Tie Me Kangaroo Down* oder Slim Dustys Hit *The Pub With No Beer*, oder, wenn sie sentimental sind, *The Skye Boat Song*. Trinken sich durch ganze Kisten von Four X und Victoria Bitter oder, wenn's sein muss, das regionale Solbrew, gebraut und abgefüllt in Honiara.

Hinterm Haus stehen ihre schweren Sauerstofftanks aufgereiht an der Wand, Metallkanister voller Luft, mit denen sie stundenlang unter Wasser bleiben können. Ihre schwarzen Gummianzüge hängen wie Haihäute auf der Leine. Die blitzenden Glasmasken, die ihre Augen und Nasen bedecken – wie gern sie und die anderen Kinder die mal ausprobieren würden. Und erst die Schwimmflossen für die Füße!

Also hat Cadillac keine Angst, als sie Jim mit nacktem Oberkörper, orientierungslos und verwirrt blickend, in ihrem Zimmer antrifft. Wie erstarrt, als könne er seine Krücke nicht mehr benutzen.

»Wollen Sie sich nicht setzen, Mr. Jim?«, fragt sie, als sie das Zimmer betritt. Von unten am Strand hat sie ihn rufen hören und ist hergerannt, weil sie fürchtete, er könnte hingefallen sein.

»Nein«, sagt er leicht lallend. »Hilf mir nur in mein Zimmer.« Macht sich nicht die Mühe zu erklären, warum er hier ist und warum er nach ihr gerufen hat. Sie fasst ihn am Arm, dem auf der Seite des fehlenden Beins, schiebt ihre Handfläche darunter, legt die andere Hand zur Unterstützung darauf.

Sein Griff ist fest. In ihm steckt noch erstaunliche Kraft.

Sie spürt seine Unterarmknochen, die kräftigen Muskeln und Sehnen. Er war nie sehr groß, nicht so groß wie ihr Vater. Physisch war er eher wie ihre Brüder, rank und schlank. Seine nackte Brust ist schmal, weiß behaart, aber die Haut ist fest, noch nicht faltig oder schlaff. Die Schulterblätter ragen wie Flügel aus seinem nackten Rücken.

»Okay, das reicht«, sagt er, als sie an seine Tür kommen, aber sie hilft ihm trotzdem noch bis zum Bett. Er setzt sich, und sie stopft ihm ein Kissen in den Rücken, richtet die Laken und nimmt ein Hemd, das über einem Stuhl hängt.

Auf Jims Kommode sieht sie das Foto einer Frau, die über einen herrlichen langen Strand wirbelt. Ihre Arme sind ausgebreitet. Die Frau blickt direkt in die Kamera. Dass sie herumwirbelt, erkennt man daran, wie ihr Kleid und ihre Haare wehen.

Sie nimmt das Foto in die Hand.

»Lass das«, schnappt Jim.